

Vasilij Golovanov

Erde ohne Götter

Kolguev liegt auf der „westabgewandten Seite der europäischen Geschichte“. Einst fegten auf der Insel in der Barentssee die Rentiernomaden der Nenzen mit Gänsefedern die Tundra, damit kein Stäubchen am Standplatz zurückbleibt. Die Sowjetunion hat einen Fundus des Weltalphabets zurückgelassen: Atommüll und Bierdosen, Fässer und Gasmasken, Holzteile und Hubschrauberverkleidung. Am Nordende des Kontinents ist das Zeitenende bereits gekommen.

Drei umgedrehte Betten: grob gezimmerten Särgen ähnelnde Holzkisten mit Beinen, die nur noch Stümpfe sind, darauf Felle und Schlafsäcke – so sieht die Höhle aus, die wir uns hier an der Krivaja in einem der Räume einer vollkommen demolierten Baracke gebaut haben, wie Aaskäfer im Leib eines Tierkadavers. Vor drei Jahren wohnten hier noch Menschen. An der Krivaja, wo Trevor-Battye erstmals auf Kolguev angelandet war, hatten Geologen eine Sägemühle errichtet, nachdem das Innere der Insel, von unterirdischen Sprengungen zuoberst gekehrt, sein verborgen unter Torf und Lehm schlummerndes Erdöl preisgegeben hatte. Das für die Bauarbeiten benötigte Holz ließ sich leicht von der Koška heranbringen und zu Brettern zersägen. Es herrschte Hochbetrieb: Hubschrauber schafften die Schichtablösungen herbei; heißen, dickflüssigen Kraftstoff verschlingend, ließen dröhnende Dieselmotoren den Strom in den Leitungen pulsieren; wie Zahnräder eines gigantischen Uhrwerks zermahlten riesige lotrechte Sägeblätter fleißig die in den Stämmen eingeschlossene Zeit . . .

Wann genau und warum dies alles nicht mehr gebraucht wurde, weiß ich nicht. Als wir ankamen, schaute ich mich lange um, stumpf und fassungslos. Ich sah Berge von Sägemehl, Dünen von Sägemehl, sah hingekippte Stapel von Brettern, auseinander-rutschende Haufen von Stämmen, die erstarrten schwarzen Mandibeln der Sägen, sah zusammengebackenen, sich verklumpenden Schrott, der allmählich wieder in rötliches Sumpferz übergang: Traktoren, zentnerschwere Zahnräder, Kettenglieder und Kolben und im Wind klappernde Garagenwandungen, sah Überreste zusammengesetzter Baulichkeiten, sah verrostende leere Treibstofftanks, überall umherliegende Mechanikteile, Fräsen, Schleifsteine . . .

Dann: die herausgerissenen Dielenbretter, die mit Wasser vollgesogene, herunterkommende Decke, das aus den Wänden rieselnde feuchte Sägemehl, das unter den

Vasilij Golovanov (1960), Journalist, Schriftsteller und Fotograf, regelmäßiger Mitarbeiter verschiedener Literaturzeitschriften, lebt in Moskau

Bei dem Text handelt es sich um ein leicht gekürztes Kapitel aus Golovanovs mehrfach ausgezeichnetem Buch *Die Insel oder Rechtfertigung des sinnlosen Reisens* (Moskva 2002), das 2012 in der deutschen Übersetzung von Eveline Passet im Verlag Matthes und Seitz erscheinen wird.

Schritten knirschende Fensterglas . . . Unsere Zuflucht. Wir richteten uns in dem einzigen Raum ein, dessen Boden noch erhalten war. Wie bei unserem letzten Nachtquartier verschlossen wir zuallererst die Fensteröffnungen, nicht mit Glas, versteht sich, sondern mit Zellophan und einem Stück „Burukrytie“, jener dicken Spezialplane aus gummiertem Stoff, mit der im Hohen Norden die Wohncontainer ummantelt werden. Dann fegten wir einen ganzen Berg Medikamente ins Freie. Zwischen verknäulten gelben Binden, entzweigegangenen Ampullen, zerbrochenen Jodfläschchen und vor Feuchtigkeit aufgequollenen Tabletten entdeckten wir zufällig eine Tube der begehrten Schlangengiftsalbe, und ich rieb mir damit mein seit kurzem unvermutet und heftig schmerzendes Knie ein. In der Küche stießen wir auf einen noch tauglichen Teekessel und eine Brotform . . .

Vom Flur her Geräusche. Über unseren Köpfen bewegt sich im Luftzug ein Stück abgerissener Dachpappe, die Rahmen der eingeschlagenen Fenster knarren; plötzlich auf dem Boden ein Flattern und Rascheln wie von angeschossenen Vögeln – die Seiten zurückgelassener Bücher. Die offenstehende Latrinentür ist noch mit belehrenden Appellen bepinselt: „Genosse! Justiere deinen Arsch genau! Ziele sauber ins Loch!“, und dazu die befremdlichen Schöpfungen eines entweder getrübtten oder schönheitsunempfindlichen Geistes: ein wozu auch immer an einem zwei Meter langen dicken Draht baumelnder Schraubenschlüssel, ein riesiger, eggeähnlicher Eisenrechen, ein mit einem halben Dutzend langer Nägel gespickter Schuh . . . Nägel, die aus den Wänden ragen, und Nägel, die aus dem Boden ragen . . .

Wozu diene das alles? Was ist hier vor sich gegangen? Der Gedanke, dass wir diesmal nach dem Ende der Welt auf die Erde geraten sind, drängt sich einem augenblicklich auf, zusammen mit dem Verdacht, dass in diesen Ruinen, zwischen diesem Getön und Geraschel, noch jemand außer uns zugegen sei, jemand, der davon berichten könnte, was hier geschehen ist. Denn die Horrorindustrie bringt einen natürlich auf den Gedanken, hier könne etwas vor sich gegangen sein, was das Blut in den Adern wirklich gefrieren ließe; vielleicht ist diese kleine Küstensiedlung ja Opfer irgendeiner Höllenkeatur geworden, die sich in den Menschen eingemistet hat wie ein Virus von rasender, sinnloser Zerstörungskraft?

Ich wollte diesen Ort fotografieren – und konnte es nicht. Die Ruinen des Hohen Nordens sind wahrlich geronnener Irrsinn. Sie lassen sich nicht poetisieren. Ich fühlte mich, als sei ich ins Reich des Bösen geraten, an einen seit langem von den Menschen wie den Göttern verlassenen Ort. Vielleicht nach einer Schlacht, die sich die letzten Helden und letzten Götter hier an der Küste mit fremden, dunklen Abgesandten lieferten und verloren . . .

Kannst du dir ein von den Göttern verlassenes Land vorstellen? Nein, es ist keine Wüste, deren Sand glutrot flammt von Hitze wie ein gigantischer Sonnenaltar, und der blaue Schatten der Eidechse bildet sich auf diesem feuerspeienden Blech ab, und du begreifst, dass Er zugegen ist. Auch die Polargebiete offenbaren Ihn in der Herrlichkeit des winterlichen Himmelslichts. Die Götter verlassen nur jene Orte, welche der Mensch wider ihren Willen verhöhnt hat, weil sein Herz verdorrt ist wie eine eingetrocknete Birne, weil er die Freude verlernt hat und allem gegenüber gleichgültig geworden ist . . .

Das Einzige, was ich an diesem verfluchten Ort fotografiert habe, war ein Seeschwalbenjunges, schon recht groß, aber noch nicht flügge, daunig und gänzlich hilflos. Es hatte hinter einem zerfetzten rostigen Eisenstück vor dem Wind Schutz gesucht. Viel-

leicht hat Gott sich ja in diesem Vogeljungen geoffenbart. Denn rebelliert die Vernunft, so widerersteht Er in der stummen Kreatur, in der Anordnung der Wolken am Himmel, im Glitzern der vom Menschen noch nicht verdreckten Weite des Meeres
...

Aber dieser Ort hier, an dem wir sitzen, starr vor Entsetzen über das Geschehene, er erschien doch einst Menschen als das gelobte Land, wohin sie, gehorsam Seinem Ruf folgend, sich wandten, um ewigen Frieden zu finden?

Klettert man in dem Raum neben unserer Schlafkammer aus dem herausgenommenen Fenster (was wir tun, um nicht durch den dunklen, nägelgespickten Korridor uns tasten zu müssen), so eröffnet sich einem – neben Gebäuderuinen, Spänen, Scherben, Alteisen sowie einem Verschlag aus Brettern und Burukrytie mit Feuerstelle, die wir im Ufersand errichtet haben, um nicht unabsichtlich alles ringsum in Brand zu stecken – noch eine Landschaft. Als Erstes erblickt man das Flüsschen Krivaja, das sich in ein Haff ergießt, und, auf der anderen Seite des Haffs, die Barre, die es von der offenen See trennt und deren Gatt im Moment von allem versperrt ist, was das Meer so anschwemmt, Treibholz, Sand und große Kiesel, durch die das Wasser wie durch einen Filter abfließt, so dass man von einem Ufer zum anderen springen kann, ohne nasse Füße zu bekommen, während die Meeresbucht selbst so tief und breit ist, dass man nirgendwo hindurchwaten kann, und zudem angefüllt mit ungenießbarem Brackwasser. Weshalb wir für Tee und Suppe das Wasser aus einem neben der Baracke stehenden Boiler einer einstigen Duschvorrichtung schöpfen, der so unvorstellbar von Rost zerfressen ist, dass sich in der abgestandenen Brühe (die vermutlich seit der Schneeschmelze dort dümpelt) rote, an Wasserpflanzen erinnernde Zotteln gebildet haben. Des Weiteren erblickt man, gelenkt von dem weit sich in die Insel hinein erstreckenden Arm des Meerbusens das Flüsschen Chabčikal, das seine Wasser in diesem kalten und bitteren Behältnis mit denen der Krivaja vermischt. Seinen schönen Namen verdankt das Flüsschen einem einsamen Walross- und Eisbärjäger, der hier vorzeiten seinem Handwerk nachging. Es heißt, das Geschirr von Chabčikals Renen sei behängt gewesen mit Schmuck aus Mammutelfenbein, obgleich dieses auf Kolguev nicht zu finden ist. Und schließlich erblickt man, in dem Dreieck zwischen Chabčikal und Krivaja, einen dunkelerdigen Buckel, der sich über all den Wassern erhebt wie eine gewölbte Stirn, gekrönt mit einem Kranz aus geschwärzten Eisenfässern . . .

Während Petja und ich das von den Flüssen aufgestaute Haff nach einer Stelle absuchten, wo wir hindurchwaten könnten, banden auf der Nehrung unsere Trekkinggefährten mit einem im Sand gefundenen Nylonseil Holzstämmen zu einem Floß zusammen. Petja und ich hielten das für reine Zeitvergeudung, doch als wir bis auf die Knochen durchfrieren zum Gatt zurückkamen, ohne eine Furt gefunden zu haben, war das Floß fertig und im Wasser. Das Gefühl, es werde sich unter unseren Füßen auflösen und einer von uns müsse ganz bestimmt im klaren, brackigen Becken seine Taufe erleben, sollte mich erst loslassen, als ich selber daraufstand. Mit einem langen Brett bald wie mit einer Stange, bald wie mit einem Ruder hantierend, erreichte ich das andere Ufer, obwohl das Floß so tief unter Wasser gedrückt wurde, dass nur noch die oberen Querbalken mit ihrer grünen Nylonseilumwicklung heraussehnten.

Einer nach dem anderen setzten wir über und erklimmen dann einen Hügel. Von seinem flachen Kamm aus eröffnete sich uns das Haff, das Meer und unser jämmerlicher Unterschlupf, der wirkte, als sei er im Epizentrum einer Explosion zufällig heilgeblieben.

ben . . . Doch wir brauchten uns nur umzudrehen – und unserem Blick bot sich die Weite der Tundra dar. Wie die Draperie einer Theaterdekoration entrollte sie sich vor unseren Augen in weichen, rhythmischen Falten von feinst nuanciert aufeinander abgestimmten Grüntönen, die Illusion einer endlosen Perspektive erzeugend. In ihrer ruhigen Größe glich sie einer fantastischen Fuge, die jeden Augenblick in wundersamen Tönen erklingen kann. Die aber noch nicht aufklingt, sondern sich erst aufschwingt, Musik zu werden. Als wäre sie in der feierlichen Stille erstarrt, die dem ersten Akkord vorausgeht . . .

Von diesem Hügel aus hat der legendäre Jäger Chabčikal die Welt gewiss mehr als einmal betrachtet. Und ebenhier, auf diesem Hügel, erklang das an Christus gerichtete Gebet nach der Ankunft jener, denen die unwirtlichen Ufer Kolguevs zum Bild für die biblische Wüste wurden, zum Boden ihres Glaubens, der sämtliche Entbehrungen aushalten heißt. Denn diese Insel hier ist mit einem der tiefsten Rätsel der russischen Geschichte verbunden: dem Rätsel des Raskol.

Nach kurzem Suchen fanden wir das steinerne Fundament des großen Holzkreuzes, das die Altgläubigen hier einst aufgerichtet hatten. Die Steine waren moosüberwachsen, und vom Holz war nichts mehr übrig als ein paar verfaulte, krümelig und trocken gewordene Stückchen. Aber wie sollte man sich angesichts dieser von der Zeit zusammengebackenen Steine nicht an den merkwürdigen und in seiner bedrohlichen Unlösbarkeit bis heute erschreckenden Zwist erinnern, der ein Volk, das russische, das sich auf einerlei Art als rechtgläubig ansah, in zwei Lager spaltete, die in ihrem Bekenntnis zu dem doch einen und allgemeinen Glauben einander zutiefst unversöhnlich gegenüberstanden? Worum ging es? Um kultische Einzelheiten, „nach altem Ritus“ oder „nach neuem“? Aber nein, es kann nicht sein, dass irgendwelche rein formalen liturgischen Eigenheiten Hunderttausende Menschen in den Wald, die Einsiedelei, auf weite Wanderschaft und die überspanntesten unter ihnen bis zum Aufstand im Soloveckij-Kloster, ja zur Selbstverbrennung trieben! Nein, dieser ganze Widerstandsgeist gegen die Nikonschen „Neuerungen“ in der Orthodoxie ist selbstverständlich Ausdruck einer unversöhnlichen Differenz in allerwesentlichsten Dingen, ist die Artikulation sehr tiefer Empfindungen. Im Altgläubigentum floss allzu viel zusammen: die Suche nach dem Reich Gottes, das „in uns ist“, die Forderung nach *Heiligkeit*, dem praktischen, täglich von allen verkörperten uralten Frömmigkeitsideal, wie es sich im Leben Jesu Christi des Retters, im Leben der Apostel und der frühen Asketen, der Einsiedler, Anachoreten, Säulenheiligen, geoffenbart hat, ein Leben bar jedes Zugeständnisses an „die Unbill des Tages“, die Eitelkeiten dieser Welt und der Politik . . . Rozanov hat es verblüffend genau formuliert: „[. . .] zu der Zeit, als die Kirche nach *Regeln* der Erlösung sucht, sucht der Raskol nach einem *Typus* der Erlösung. Die Kirche analysiert, reflektiert, studiert; [. . .] als Mittel der Erlösung bietet sie das Fasten, das Gebet, die kanonisch richtigen und zudem bestens redigierten, kritisch durchgesehenen Bücher an. Der Raskol, dieser ‚rohe‘ Raskol, mit dem wir nicht selten den höchsten Grad an ‚Unbildung‘ verbinden, handelt nach künstlerischen Auffassungsgesetzen . . . Die Raskol’niki trennen die Heiligkeit nicht vom heiligen Menschen; sie nehmen gleichsam von seinen kostbaren Reliquien eine Maske ab, genauer: von seiner ganzen lebendigen Persönlichkeit, und streben danach, sich, ihre Seele, ihr Handeln in die so gewonnene Form zu gießen. Das *Typikon* der Erlösung, hierin liegt das Geheimnis des Raskol, der Nerv seines Lebens, sein qualvolles Dürsten – im Unterschied zur summa regulatorum, die unsere und im Übrigen jede Kirche leitet. Das Altgläubigentum ist erfüllt von Lebendigem, Individuellem,

Künstlerischem; es ist erfüllt vom Bild des heiligen Alexius von Edessa, nicht von Erwägungen, wie er, dieser ‚Mann Gottes‘, sich benommen hat und dank welcher Mittel und Wege er zur Erlösung gelangte; der Kern altgläubigen Empfindens ist Begeisterung, Ergötzen, es ist gleichsam vom Auge her motiviert und absolut nicht theoretisch abgeleitet. Daher auch seine dermaßen ‚borniert‘ erscheinende Sorge in Bezug auf Einzelheiten; [. . .] die Sorge, das *Bild* des heiligen Lebens unversehrt zu retten, dieses vom Menschen bereits erfahrene und von Gott gesegnete Bild.“

[. . .]

Mit ihrem mystischen Verständnis des Glaubens und ihrer gleichgültigen, wenn nicht feindseligen Haltung gegenüber der synodalen Rechtgläubigkeit, die sich in den historischen Prozess des sich herausbildenden russischen Staates hatte hineinziehen lassen, stellen die Raskol'niki in unserer Geschichte eine Art Gegenstrom dar, der im Grunde auf eine außerhistorische Zeit zielt – und damit auf einen aus diesen oder jenen Gründen den Männern des Staates nicht zugänglichen Raum . . . Und wenn der Vater des Raskol, der Protopope Avvakum gewaltsam nach Pustozersk an die Pečora verbracht und nach Jahren der Kerkerhaft zuletzt in dieser wüsten, wilden Gegend ohne unliebsame Zeugen hingerichtet wurde, so gingen später seine geistigen Kinder, die Altgläubigen, freiwillig in diesen Landstrich, wo der Wind die Gebeine aus den Gräbern wühlt, ja in noch rauere und abgelegene Gegenden. Und je mehr Moskau heranwuchs, je klangvoller das Geläut der Glocken die Stadt durchflutete und je majestätischer das Antlitz des jungen Petersburg erstrahlte, mit dem sich für Russland doch der Eintritt in die westeuropäische Geschichte auftat, desto weiter gingen sie fort. Fort von der Geschichte, fort von den ruhmreichen russischen Waffen, fort von den verwegenen, prunkvollen Kirchenbauten, deren Pracht und Herrlichkeit glänzende wissbegierige Geister, Männer, die von der phantasiesprühenden Leichtigkeit des Barock ebenso fasziniert waren wie von der Geometrie des besonnenen Freimaurertums, dem Stein abgetrotzt hatten . . .



Außenposten auf Franz-Josef-Land

Die Raskol'niki lebten ihre eigene, parallele Geschichte, für die sich kein Historiograph fand: Sie besiedelten das Pomor'e, jenes riesige Gebiet zwischen der Weißmeerküste und dem Onegasee und kolonisierten weite Territorien jenseits des Ural und in Sibirien. Der Staat folgte in ihrer Spur, holte sie unabänderlich jedes Mal ein, sie in seine Geschichte hineinziehend, sie aus der Bewegungslosigkeit der biblischen Zeit, aus der Abspaltung herausführend. So, mit dem allmählichen Wechsel der „Altritualisten“ aus der mythologischen in die historische, die weltliche Zeit, hat diese seit dem 17. Jahrhundert klaffende Wunde Russlands bereits vor der Revolution ihren grellen Schmerz verloren: die Altgläubigen leben fort, sie existieren auf dem Erdenrund.

Von einigen wenigen abgesehen, die den letzten Schritt zu jener Grenze hin taten, jenseits derer ein „Fortlaufen“, ja die menschliche Existenz überhaupt, offenbar unmöglich sind.

1767 versuchte eine Gruppe Raskol'niki, etwa siebzig Mann einer äußerst asketischen Richtung, sich auf Kolguev niederzulassen. „Ein fehlgeschlagenes Unterfangen“, heißt es in der 1895 erschienenen Enzyklopädie Brockgauz-Ėfron. „Sie starben aus.“ Darüber, wie lange die Einsiedler auf der Insel lebten, ist nichts bekannt. Sie bauten nicht die unsichtbare Stadt Kitež¹, errichteten keine „sichtbare“ Kirche. Bis auf diesen Haufen Fundamentsteine, die das große Kreuz trugen, vereinzelte Grabstellen und die „Grabkammer“, jenes Flüsschen Pokojnickaja, das mit seinem Namen unzweideutig an das traurige Ende ihres Unternehmens erinnert, ist nichts von ihnen geblieben. Heute lebende Nenzen, die nach alter Tradition im Namen ihrer Vorfahren sprechen, als seien sie selbst leibhaftig Augenzeugen längst vergangener Ereignisse gewesen, betuern, sie hätten noch einige dieser Eremiten angetroffen. Will man dem Brockgauz-Ėfron Glauben schenken, so haben Pomoren vom Mezen' erstmals 1780 Nenzen zum Weiden von Renen nach Kolguev übersetzt. Die Begegnung müsste demzufolge *dreizehn* Jahre nach der Ankunft der Altgläubigen am Ufer ihrer letzten Wanderschaft stattgefunden haben. Damals gelang es den Nenzen nicht, sich dauerhaft auf der Insel niederzulassen, sie kehrten aufs Festland zurück und brachten ihrem Volk die Kunde von den seltsamen Russen auf Kolguev. „Wir haben ihnen geraten, Trockenfisch und -fleisch zu essen, aber sie wollten nicht: Gott hat es nicht befohlen.“ Indes gingen die Raskol'niki auf Wild- und Vogeljagd: Anfang der 1960er Jahre rutschte hier an der Krivaja ein großes Stück Uferböschung ab, und aus dem Torf stürzten Särge heraus, in denen neben den sterblichen Überresten von Menschen auch Steingewehre und alte Kupfermünzen lagen. Kein Wissenschaftler hat sich dieser Grabstätte rechtzeitig angenommen, und jetzt ist es zu spät, das Meer hat sich die Särge längst mitsamt allem Inhalt genommen . . . Augenscheinlich sind die Altgläubigen nicht gleich an Schwäche gestorben, wurden nicht sofort sämtlich vom Skorbut dahingerafft, sondern haben etliche Jahre auf der Insel zugebracht. Doch schließlich kam wieder ein Winter, diesmal ein besonders grimmiger, und . . . So konnten die letzten einander nicht begraben . . .

¹ Der Überlieferung zufolge versank das legendäre Kitež, das keine Befestigungsmauern besaß und Gott zum Schutz vor angreifenden Tataren um Hilfe anflehte, in einem See. Frommen soll es mitunter gelingen, die Stadt auf dem Grund des Gewässers zu erkennen. [Anm. d. Ü.]

Trevor-Battye, der vor hundert Jahren seinen Fuß auf die Insel setzte, hat kein Altgläubigen-Kreuz gesehen. Demnach muss es damals bereits umgestürzt gewesen sein – denn andernfalls wäre es nicht zu übersehen gewesen.

Die Nenzen wissen auch mit Bestimmtheit, dass die Raskol'niki unweit des Kreuzes einen Schatz vergraben haben, und von Generation zu Generation wird weitergegeben, wie die genaue Stelle zu ermitteln sei. Man muss nur zum richtigen Zeitpunkt exakt darauf achten, wohin der Schatten einer Stange von der Größe des Kreuzes weist. Der Schatz wurde aber trotzdem bis heute nicht gefunden – wofür jeder seine eigene Erklärung finden mag.

. . . Jetzt, da es auf russischem Boden nur noch eine Handvoll Altgläubiger gibt, scheint das Rätsel des Raskol niemanden mehr zu interessieren. Es besitzt keine Vitalität, keine schneidende Bedeutung mehr. Aber dieses Fortlaufen von allem, ohne sich umzuwenden, dieses Davonlaufen, das von den Zersetzungskräften der Geschichte verfälscht und zerrieben wurde – hat es nicht unmerklich den Entwicklungsgang des russischen Charakters zutiefst geprägt, ihm Züge verliehen, die heute beinahe verschwunden sind, doch kürzlich noch unseren Stolz ausmachten? Nicht nur, dass der Begriff der individuellen Freiheit unmöglich in einer Rus' der Leibeigenen und Staatsbeamten aufkommen konnte, auch die Idee von einem starken, durch nichts zu beschädigenden Glauben, von der Wahrheit, die teurer sei als das Leben, von der *Süße* eines einzig von großer Geistes- und Körperkraft beschützten unsündigen Lebens in äußerster Einfachheit: all dies ist ein kaum fassbares Erbe des großen, in das Nichtsein zurückweichenden Volks der Altgläubigen. Eines Volkes, das keine Städte gebaut hat, keine eigenen Universitäten gegründet, keine Akademien, das keine Literatur im eigentlichen Sinne geschaffen hat oder irgendwelche schönen Künste anderer Art, doch Jahrhundert um Jahrhundert seine wunderbaren Söhne in das geschichtliche Russland warf, welches in schweren Momenten mehr als einmal von ihnen gerettet wurde.

Rozanov äußert einen bemerkenswerten Gedanken: „Wenn beim jüngsten Gericht die Russen dereinst gefragt werden: „Woran habt ihr geglaubt, welcher Sache habt ihr nie abgeschworen, wem habt ihr alles geopfert?“, vielleicht erwähnen sie dann versuchsweise die Petrinischen Reformen, die „Aufklärung“ und noch das eine oder andere, aber zuletzt sehen sie sich, tief bestürzt, gezwungen, das Altgläubigentum zu nennen: „Hier, ein Teil von uns, der lebte den Glauben, der übte keinen Verrat, der hat alles geopfert . . .“

Natürlich spürt man in dem Versuch der Kolguever Altgläubigen, ein unsündiges Leben dort zu beginnen, wo die Natur auf mörderische Weise unbarmherzig zum Menschen ist, eine Dimension der Entsagung von allem Irdischen, die vielleicht nur der Verzweiflung vergleichbar ist, oder einen überspannten, beinahe schon erschreckenden und für uns selbstredend nicht mehr zugänglichen Glauben an die wunderbare Fürsprache Jesu Christi. Ein solch glühendes religiöses Empfinden wurde in der christlichen Geschichte wohl nur in Zeiten der Verfolgung erreicht.

Konnte der Heiland ahnen, dass Sein Wort weder in Judäa oder Armenien (wohin Fürst Abgar Ihn eingeladen hatte) noch im benachbarten Ägypten, sondern irgendwo am Ende der Welt, an einem Fleck, wo der Boden nur sommers für kurze Zeit auftaut und allein schon deshalb seine Gleichnisse vom Senfkorn, dem Weinberg und dem Feigenbaum nur als märchenhafte Allegorie verstanden werden können, Sein Wort als letztgültige, lebensspendende Wahrheit aufgenommen würde und die Menschen, an die Errettung durch Sein Wort glaubend, in den Tod gehen würden?

[. . .]

Es gibt keine Antwort darauf.

Und das Einzige, was man vor dem Fundament des Altgläubigen-Kreuzes noch tun kann, ist, sie um Vergebung zu bitten dafür, was wir diesem Land angetan haben bei der Erschließung und Ausbeutung des Erdöls – dieses leicht zu erringenden, beinahe geschenkten Reichtums: „Vergebt uns, Brüder, wir haben nicht nur ein ‚Jota‘, wir haben alles aufgegeben, und Gott verloren, und alles ringsum verdreckt und getötet, und nun sterben auch wir, ohne etwas gewonnen zu haben . . .“

Ja, Liebste, ich hatte davon geträumt, dir als Geschenk ein wunderbares Land mitzubringen, bin aber auf ein Stück Erde geraten, wo nichts zu tun bleibt, als den Fluch zu ertragen, der auf ihr lastet. Denn ich weiß nicht, wie ihn fortnehmen. Ich will die Augen schließen und mir vorzustellen versuchen: die grüne Tundra und die Gestalt des Zauberers, der sich zur Erde hinabbeugt . . .

Mit vorsichtigen Händen zerteilt er das Bett aus Vergissmeinnicht, entdeckt die Quelle: das unergründliche Auge des Wassers, das ihn unverwandt ansieht. Und auch er blickt in dieses dunkle Auge, verzaubert, küsst es, saugt die reine, eisige unterirdische Kraft auf. Aber da wird das Wasser trüb und wandelt sich zum Spiegel: nacheinander erscheinen darin der Rabe, der Adler, die weiße Eule. Er nimmt den Spiegel vom Boden auf – die silberne, glöckchenbehängte Trommel, schüttelt sie ganz sacht – und die Geister der Tundra horchen auf. Er wird wahrsagen. Er schlägt mehrmals laut die Trommel und beginnt Beschwörungen zu stammeln. Die Rebhühner stieben mit lautem Flügelburren vor dem vom Himmel herabschießenden Adler in alle Richtungen davon, die Seegänse stürzen sich vom Ufer ins Meer, die Möwen erstarren im Flug. Er schlägt nun mehrmals rasend die Trommel, da weckt der dröhnende Klang des weißen Silbers, vergleichbar nur dem großen Orchestergong im Finale einer pathetischen Symphonie, ihn auf: er steht am müllübersäten Meeresufer, in zerrissenen Stiefeln und speckiger Wattejacke, und versucht weshalb auch immer, ein rostiges Dieselölfass unter den Arm zu klemmen. Er ist alt und betrunken. Und seine ganze Wahrsagung ist nichts anderes als der heisere, verzweifelte Schrei der zugrundegehenden Kreatur. Denn glaub mir, die Menschen hier spüren, dass ein Zeitenende angebrochen ist.

Ich hatte geglaubt, dass wir mit dem Verlassen der Siedlung auch den Fluch des Todes hinter uns lassen würden, der dort, in Bugrino, alles, aber auch alles mit seiner düsteren Farbe besudelt – die rostigen Schiffsgерippe, den aufgebrochenen Straßenbelag, die baufälligen Häuser, ja die Menschen . . . Aber das war ein Irrtum. Nun stehen wir auf dem sandigen Küstenstreifen am Landende. Ringsumher die Wasser des Nordpolarmeers. Irgendwo hinter dem Horizont liegt die Welt. Mitunter tragen die von weither anrollenden Wellen Dinge heran und lassen sie auf dem Ufer zurück. Würden wir diese Dinge wie Schriftzeichen aneinanderlegen, so könnten wir vielleicht eine wichtige Botschaft lesen, die uns erlaubte, diese Welt zu begreifen. Doch einstweilen fehlen noch viele Buchstaben, und wir durchkämmen mit zerstreuter Hand diesen Fundus des Weltalphabets. „G“ – **G**eschoss, **G**eschosskisten, **G**asmaske, **G**eschirrverpackungen. „F“ – **F**ässer, **F**laschen. „S“ – **S**chnüre und **S**tricke (verheddert), **S**chwimmer. „H“ – **H**olzteile (mit Nägeln), **H**ubschrauberverkleidung (ein abgerissenes Stück). „B“ – **B**ierdosen . . . Alik und Tolik erinnern sich, dass auf der Koška **B**omben gefunden wurden und „langohrige“ **S**eeminen, **Ü**berbleibsel der **M**inentepiche aus dem Zweiten Weltkrieg . . .



Fundus des Weltalphabets – auch auf Franz-Josef-Land

Ein halbes Dutzend Buchstaben – etwas zu mager für eine Sprache, mit der sich kommunizieren ließe. Aber könnte es sie überhaupt geben? Stellen wir uns einen Augenblick vor, wir wären die Abgesandten einer fremden Zivilisation und hätten die Erde zufällig hier auf Kolguev betreten, unweit unseres Nachlagers bei der ehemaligen Sägemühle oder auf der Koška, wo sämtlicher Müll der Welt, von der Strömung zusammengetragen, an Land gespült wird. Wir würden natürlich zu erfassen suchen, was auf diesem Planeten, der uns aufgenommen hat, vor sich geht. Wir wüssten nichts von diesem Planeten, würden aber schnell erkennen, dass auf ihm unterschiedlich komplexe Lebensformen existieren und dass eine von ihnen besondere materielle Dinge hervorbringt, die *nicht* unmittelbar Folge der Lebensvorgänge sind. Wir würden deren Bestimmung zu begreifen versuchen – und kämen schließlich darauf . . . Wir wissen, wie gesagt, kaum etwas, fast nichts. Wir haben keine Ahnung, dass 1978 vor Kolguev der Leichter *Nikel'* mit radioaktiven Abfällen versenkt wurde, und folglich haben wir auch keine Kenntnis von den Atom-U-Boot-Stützpunkten um Murmansk oder den Kernwaffentestgebieten auf den benachbarten Inseln von Novaja Zemlja, ganz zu schweigen von den anderen Stützpunkten und Testgebieten in weiter entfernt liegenden Ecken der Welt. Ebenso wenig wissen wir etwas über die politische und militärische Geschichte, generell über die Geschichte des Homo sapiens, wir bilden uns unser Urteil ausschließlich aus dem, was wir sehen.

Eine Katastrophe. Sie muss gerade geschehen sein oder geschieht noch in diesem Moment. Das ist die einzige Schlussfolgerung, die wir ziehen können, ohne uns etwas vorzumachen, angesichts der menschlichen Daseinsspuren auf diesem Stück Erde, das uns zugefallen ist. Zugeben, ein sehr subjektives Urteil. Und es ist durchaus wahrscheinlich, dass wir, hätten wir unseren Fuß anderswo auf die Erde gesetzt, zu einer

anderen Schlussfolgerung gekommen wären, was die menschlichen Aktivitäten betrifft. Aber in unserer Abgesandtenrolle sind wir nun einmal hier gelandet, und so sehen wir den *Irrsinn* der Welt. Er rückt auf den Leib. Er nagt unermüdlich an der Welt, wie eine Ratte. Er schreitet voran, solange niemand da ist, ihn aufzuhalten, und die Erde ohne Götter ist. Zumindest dieses Stück Erde hier, Kolguev. Denn die Götter sind nicht dazu da, Sünden zu erlassen oder Wünsche zu erfüllen. Die Götter sind dazu da, die Welt im Gleichgewicht zu halten, damit die Menschen wissen, was wesentlich ist und was nicht, und sie dem Wesentlichen gemäß handeln.

In Ada Rybačuks Buch², das Kolguev als herrliche Gegend schildert, die noch ganz nah am mythischen Zeitanfang lebt, wird beschrieben, wie die nenzischen Frauen, sobald die Tschums³ abgebaut und verstaubt sind, mit Gänsefedern die Tundra fegen, damit kein Stäubchen am Standplatz zurückbleibt . . . Dieses ehrfurchtsvolle Verhältnis zur Erde mag nach allem, was zu sehen wir Gelegenheit hatten, als hübsche Erfindung erscheinen. Aber das ist es nicht. Die *Spuren* eines solchen Weltverhältnisses lassen sich noch deutlich unter dem Schleier unserer Zeit erkennen. In ihren wesentlichen Zügen bei allen Nordvölkern zu finden, sind dies im Grunde Spuren eines einst äußerst reichen mythopoetischen Gewebes, dessen Fäden den Menschen lebendig und unzertrennlich mit allem verbinden, was ihn umgibt.

Trevor-Battye scheint zu seiner Zeit die Nenzen für ein Volk gehalten zu haben, das unter dem Einfluss christlicher Missionare seine eigenen Glaubensvorstellungen verloren hatte. Obwohl ihn die holzgeschnitzten „Götzen“ der Samojuden sehr interessierten und er sogar eine Skulptur für die damals beträchtliche Summe von fünf Rubeln kaufte, blieb er doch blind gegenüber der außergewöhnlichen Gabe jenes Mannes, mit dem er drei Monate Seite an Seite lebte, des von mir bereits erwähnten Ivan Purpej. Der doch immerhin der mächtigste Schamane Kolguevs war!

Aus Trevor-Battyes Beschreibung der kleinen Kapelle am Šarok⁴ – die übrigens Ivan Purpej gehörte –, nicht zuletzt aus der eher beiläufigen Bemerkung, im Eingangsbereich werde Fischtran gelagert, geht klar hervor, dass den Nenzen das Christentum fremd geblieben war, dass es ihnen vor allem als eine leidenschaftslose, kalte Religion erschienen sein muss. Ich kann in ihrem Verhältnis zum Christentum nicht ein Fünkchen jener leidenschaftlichen Hingabe entdecken, die die Altgläubigen beseelte, als sie auszogen und in die Wüste von Kolguev gingen. Vielmehr vermischen sich in den Erzählungen der Nenzen über die Raskol'niki auf merkwürdige Weise Mitleid und Unverständnis. Asketen und Einsiedler sind den Menschen der Tundra geistig vollkommen fremd. Jede Art von Abtötung des Fleisches, überhaupt ein gewisser Hang zum Tod, der *besser und reiner* sei als das Leben, sind ihnen, für die alles ringsumher lebendig und beseelt ist, vollkommen unbegreiflich. Unbegreiflich auch ist ihnen dieser Eine Gott, der im Namen des ewigen Lebens den Menschen „verbietet“, rohen Fisch und rohes Fleisch zu essen und sie somit zum Tode verurteilt. Renhalter und

² Ada Rybačuk, Vladimir Mel'ničenko: Ostrov Kolguev. Moskva 1967. [Anm. d.Ü.]

³ Transportable Behausung der Nordvölker Sibiriens, bestehend aus einem Gerüst kreisförmig angeordneter Stangen, die meist mit Rentierhäuten bespannt werden. [Anm.d.Ü.]

⁴ „Darin hingen Bilder der Muttergottes und einiger Heiliger. Öllose Lämpchen hingen vor diesen Ikonen herab, ihre Vergoldung war von Zeit und Rauch trübe geworden. Auf dem Boden lagen ein Bündel Kerzen, ein Weihrauchgefäß und ein Haufen Kohle . . .“ (Aubyn Trevor-Battye: Ice-Bound on Kolguev. Westminster 1895, S. 190.)

Jäger brauchen einen solchen Gott nicht, sie brauchen einen starken, der das Leben liebt, der ihnen zuverlässig Glück und Fülle bringt. Weshalb auch bei seinem zweiten Erscheinen auf Kolguev Christus ein ganz anderes Gesicht zeigen sollte als beim ersten Mal. Es ist nicht der Jesus, der den Martertod starb, nicht der Erlösergott, nicht das lebendige Wort, das Tat ward – in solcher Betrachtung ist er für die Nenzen ganz und gar nicht jenes nachahmenswerte Vorbild, das er für die Altgläubigen war, die sich wortwörtlich in seiner Nachfolge sahen. Für die Nenzen ist Christus so etwas wie ein Idol, eine Ikone, ein Symbol des strengen, jeglichem Mutwillen gegenüber unduldsamen russischen Hausgottes.

Die Kapelle wurde kurz nach dem großen, von einer Vereisung der Insel ausgelösten Herdensterben gebaut. Solche „Vereisungen“ kommen hin und wieder vor, im Abstand von mehreren Jahrzehnten, wenn im Frühling nach dem Tauwetter plötzlich noch einmal Frost hereinbricht und die Insel unter einem Eispanzer erstarrt, den die Rene nicht mit ihren Hufen zerhauen können, um ans Rentiermoos zu gelangen. Sie sterben dann zu Tausenden. So etwas muss sich wohl auch um 1880 zugetragen haben. Von der großen Kolguever Herde überlebten nur ein paar wenige Tiere, worauf die Pomoren vom Mezen⁷ es für zu kostspielig hielten, auf Kolguev weiter Rene zu halten. Sie blieben aus, lieferten den Nenzen keine Nahrung und Munition mehr im Austausch für Fleisch und Felle. Wenig später brachte die Familie Sumarokov aus Oksino an der Pečora die Insel an sich und gab sie bis zur Revolution nicht mehr aus der Hand. Und um die sich rasch wieder vermehrende Herde vor einer ähnlich verheerenden neuerlichen Plage zu schützen, rüsteten die Kaufleute ein Schiff aus, das von den Soloveckij-Inseln einen Popen herbeischaffte und alles, was für die Ausstattung einer Kapelle vonnöten war. Der Pope wurde, nachdem er eine kleine Kate mit Vorhalle geweiht hatte, zurückexpediert, Christus aber blieb auf Kolguev.

Als Beschützer der Eigentümer. Als Wächter über die Rene. Der vom Taborlicht beschienene Jesus aber, der Jesus in der Wahrheit seiner Hingabe, Einfachheit und Liebe, blieb hier allen unbekannt. Und das Lämpchen vor seiner Darstellung ist, selbst wenn es brennt, nicht das Licht und nicht die Erinnerung an das Licht⁵, sondern ein trüb vor sich hin brennendes Opferfett.

Dieser Glaube ist kein lebendiger. In ihm steht Christus bestenfalls ein ganz klein wenig höher als die knorrigten kleinen Tundragötter, die auf heiligen Bergkuppen verbrannt oder einfach wie die Cheche, diese Geister einer Sippe, beim Wechsel des Standplatzes unterm Fell der Opfertiere zwischen allem Hausrat weitertransportiert wurden. Aber kannst du dir vorstellen, Liebste, dass es genau diese wie Pilze aus dem Boden schießenden kleinen Götter sind, diese Holzpüppchen mit den kaum ausgehöhlten Vertiefungen von Mund, Augen, Rippen, mit den verschmolzenen Beinen und den vom Körper nicht geschiedenen Armen – als handele es sich um einen ersten Entwurf des Schnitzers –, dass gerade diese sorgfältig in modrige Fetzen gehüllten Holzstückchen es waren, die in den Tundrabewohnern wirklich ekstatische Gefühle zu wecken vermochten? Denn sie verkörperten die Götter und die kleinen Geister, sie verkörperten die Mutter Erde und die Geschlechter der Menschen und die zahllosen Gestalten und Stimmen all dessen, was in der Tundra lebt und wessen sich das Herz ihrer Einwohner erfreut.

⁵ Also nicht jenes evangelische der Verklärung auf dem Berg Tabor: „... und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider wurden weiß wie das Licht.“ (Mt. 17,2)

Hier beginnt der dem Christentum parallele geistige Raum – mit seiner inneren Ordnung, seinen Wahrsagern und seinen Wundern, zu denen bislang einzig die transpersonale Psychologie Verständniszugänge aufgezeigt hat.⁶ Dabei kennt der Schamanismus kein Dogma, genau genommen auch keine „Metaphysik“. Er ist ganz und gar Bewegung, Tanz, Flug, schamanische *Reise*.

Aliks und Toliks Vorfahr Ivan Purpej konnte sich in einen Adler verwandeln. Wenn er mit einer schwierigen Sache konfrontiert war und sich beraten musste, setzte er die Maske auf und begann wahrzusagen, er tanzte und schlug so lange die Trommel, bis er besinnungslos zu Boden fiel und seine Seele – der Adler – den reglosen Körper verließ und von der Insel fort und über die Meerenge hinüber zum Festland flog, zu jenen, die ihm an Kraft und Geist gleichkamen. Solange sie beratschlagten, in der Dämmerung auf einer Flussböschung hockend und von Zeit zu Zeit ihre kräftigen Flügel schwingend, um die von der ungewöhnlichen Federlast niedergedrückten Schultern zu lockern, oder am hellichten Tag über der Tundra dahinsegelnd und die in den Flüssen wimmelnden Fische, die umherschwirrenden Bremsen, die in zahllosen Herden dem Meer entgegenziehenden Rene beobachtend, – solange lag sein Körper im Tschum auf der Erde, reglos und fühllos, wie tot. Einen Tag, zwei Tage, drei. Dann flog der Adler zurück, Ivan Purpej erwachte und gab bekannt, was er entschieden hatte. Nach seinen Reisen war er hungrig und aß mit Genuss . . .

Trevor-Battye hat auf Kolguev allerhand ungewöhnlich Interessantes nicht wahrgenommen!

Die Initiationszeit, bis ein Schamane über all seine Kräfte verfügt, hieß es, beträgt zwanzig Jahre, während derer er sich streng an eine Reihe von Gelübden halten muss. Danach konnte er mit den Geistern kommunizieren, mit ihnen in die obere und die untere Welt reisen und verfügte über die Fähigkeit, eine andere Gestalt anzunehmen; dann bekam er auch alle Ritualgegenstände: die Masken, die Schlägel, die Trommel mit der vollen Anzahl an Schellen. Brach er eines der Gelübde, so verlor er seine schamanische Kraft.

[. . .]

Auf Kolguev haben wir einige wundersame Geschichten über Schamanen gehört, denen man offenbar genau so glauben muss, wie man den Erzählungen von jenen Wundern glaubt, die christliche Heilige vollbracht haben sollen. Jedenfalls wurde die Welt von den Beschwörungen der Schamanen ebenso zuverlässig im Gleichgewicht gehalten wie vom innigen christlichen Gebet. Als die Trommel und das Gebet verstummen, geriet die Welt ins Wanken. Die Erde will nicht ohne Götter leben. Die Erde kann nicht ohne Andacht leben, so wie der Mensch nicht ohne Liebe leben kann. Und eher vernichtet sie die Menschen oder gibt ihnen die Fähigkeit an die Hand, einander auszumerzen, als dass sie ohne Götter leben würde.

. . . Ivan Purpej ist schon lange tot. Er wurde auf dem „Schamanenfriedhof“ beerdigt, einem Ort weitab der gewöhnlichen Gräber auf dem rechten Ufer des Großen Paartschichi, denn die Nenzen glaubten, dass Schamanen über zu große Kräfte verfügen, um neben den gewöhnlichen Menschen begraben zu liegen. Zwar ist der alte Schamanenfriedhof längst von Moos und Gras überwachsen, doch steht er bis heute im Ruf,

⁶ Siehe Stanislav Grot: *Geburt, Tod und Transzendenz. Neue Dimensionen der Psychologie.* Hamburg 1985. – Vasilij Nalimov, Žanna Drogalina: *Real'nost' nereal'nogo.* Moskva 1995. – Roger N. Walsh: *Der Geist des Schamanismus.* Düsseldorf 2005.

verzaubert zu sein, und wenn ein Rentierhalter dort hingerät, so zerkrümelt er wenigstens ein bisschen Tabak über der Erde, damit der Ort ihm nicht die Sinne verwirrt und ihn wieder nach Hause entlässt. Ivans Trommel, seine Ikonen und seine uralte Bibel, in der die gesamte Ardeevsche Generationenfolge festgehalten war, überdauerten viele Jahre hindurch zusammen mit den Cheche und verschiedenem anderem Hausrat. Dann kamen die Geologen. Sie besaßen uneingeschränkte Macht über die Insel, sie haben alles gestohlen.

Die verwaiste Kapelle am Šarok wurde schon früher, im Krieg, von irgendeiner „Expedition“ verwüstet. Wer diese Leute waren, lässt sich heute nicht mehr klären, bekannt ist nur, dass sie zu fünf waren, darunter eine Frau. Vier von ihnen starben unter merkwürdigen Umständen und sind in einem gemeinsamen Grab unweit von Bugrino beigesetzt. Sie besaßen einen kleinen Kutter. Und ob sie nun das Ufer erkunden wollten oder irgendein vom Meer her kommendes Schiff abpassen, jedenfalls fuhren sie nachts bei Ebbe zur Koška und gingen dort im Promoj vor Anker. Offenbar war das Ankerseil kurz und sie sind alle eingeschlafen . . . Mit der aufkommenden Flut ist ihr leichter Kahn gekentert . . .

Das ist eigentlich die ganze Geschichte der Götter auf Kolguev. Nur eine Kleinigkeit bleibt noch zu erzählen. Im Heimatmuseum von Nar'jan-Mar hatte man uns gesagt, dass an der Gubistaja-Mündung auf Kolguev das letzte nenzische Idol stehe. So etwas sollte man sich nie entgehen lassen, und jetzt, da wir hier an der Krivaja allenfalls noch sechs, sieben Kilometer entfernt waren, konnten wir nicht weitergehen, ohne einen Blick darauf geworfen zu haben. Zumal auch das Wetter seit dem Morgen ausgezeichnet war. Der Wind hatte die Wolken auseinandergetrieben, und vom Meer her zeigte sich ein so warmes blendendes Blau, dass sich das Herz unwillkürlich nach dem Süden sehnte, nach zärtlicher südlicher See. Wir brachen auf und folgten zunächst dem alten, von Geländefahrzeugen ausgefahrenen, stellenweise bereits mitsamt der Torfschicht abgebrochenen Fahrweg oberhalb der Küste. Dann stießen wir auf eine Schlucht mit einem sich seinen Weg aus sumpfigem Gelände hinab zum Sandstrand bahnenden schmalen Bach und wollten gerade zum Meer hinuntersteigen, als Alik ein hubschrauberartiges Geräusch hörte. Und tatsächlich tauchte am klaren Himmel kurz darauf ein sich schnell über die grüne Ebene dahinbewegender Punkt auf, einem fliegenden Insekt ähnlich, wenig später schon eindeutig ein Hubschrauber . . . Er überflog die „Pennerhütte“, wie wir unsere Behausung getauft hatten, steuerte sie an, erstarnte in der Luft, setzte neben ihr auf. Wahrlich schlechte Zeiten, wenn du nach vier Tagen erstmals wieder Menschen siehst und nichts Gutes von ihnen erwartest. Mir schoss sofort durch den Kopf: Pfeif auf unsre Sachen, wenn sie die klauen, aber im Rucksack, da ist mein Tagebuch, und die vollen Filme! Wir waren bestimmt bald eine Dreiviertelstunde unterwegs, und mein bei jedem Schritt knackendes Knie schloss allein schon den Gedanken an eine eilige Umkehr aus. Umso größer meine Anerkennung für Alik: Im Sprint über Moorgrund hätte er spielend noch die besten antiken Olympioniken abgehängt. Der Hubschrauber stieg maximal sechs Minuten nach seinem Aufsetzen wieder aus dem die Baracke umlagern den Müll in die Höhe, doch Alik hatte ihn zuvor erreicht und mit dem Piloten gesprochen. Es war eine Crew von der Pesčanka, die wegen einer Kiste Mückenschutzmittel herübergekommen war: die Geologen wussten, dass hier diverse Medikamente zurückgeblieben waren.

Wir setzten unterdessen unseren Weg fort. Je nördlicher, desto höher und grandioser steigen die dicht ans Meer heranrückenden Steilhänge empor. Unter einer bisweilen

zwei, ja drei Meter dicken, über die Köpfe hinausragenden oberen Schicht aus Torf verbirgt sich der schwarze Dauerfrostboden. Von der Sommerwärme taut diese ewige Gefronnis an, und der ganze Uferstreifen gerät ins Rinnen und Tropfen, aber was da vulkanartig aus finsterner Erdentiefe hervorgetrieben wird, ist nicht einmal Wasser, sondern zähflüssiger blauer oder blaugrauer oder roter Lehm. Das sich auf Kolguev dermaßen aufdrängende Thema des Lehms erreicht hier an diesen Steilhängen einen erhabenen, nahezu symphonischen Klang: Anschwemmungen von Lehm, Anspülungen, Ströme von Lehm, keramikartige Gerinne gestockter, erstarrter Bäche, schwarze und rosafarbene, in ihrer Oberflächenstruktur an erkaltete Lava erinnernde Buckel und Falten . . . Das Reich des Lehms, sein unablässiges, ununterbrochenes Hervorbringen von Formen, in die einzig er, der Lehm, sich verkörpern kann . . .

Der Lehm, das Eis, der Torf, der reine Sand- und Kieselstrand, die Sonne mit ihrem Funkelglitzer auf der Wasseroberfläche, die von Zeit zu Zeit aufkommenden sanften Windstöße . . .

Wo sind wir, Geliebte? Und warum vernehme ich keine Antwort, wenn ich in Gedanken dir Signale in den Raum sende? Und warum kann ich meinen irdischen Körper mit dem knurpsenden Knie nicht verlassen, um auf Adler- oder Rabenschwingen dies Entzücken zu dir zu tragen, das mich von wer weiß woher erfüllt?

Das Idol fanden wir ohne Mühe auf einem Hügel auf unserer Seite des Flusstals, betrachteten es von allen Seiten, ermittelten seine Größe. Es reichte mir genau bis zum oberen Zwerchfell (maß folglich 120, 125 cm). Gefertigt worden war es erst kürzlich aus einem relativ jungen, festen, noch kaum flechtenbewachsenen Stück Holz und von grober Hand. Der Kopf, dessen Rundung nur andeutungsweise aus dem Stamm geschnitten war, besaß einzig – mit Axthieben markiert – Augen und Mund. Der Hals war zwar sorgfältig, aber laienhaft ausgehauen. Auch die Arme waren nur angedeutet, ebenso die in den Knien leicht gebeugten Beine und etwas, das ein Gürtel sein mochte . . .



Zeitenende: Franz-Josef-Land

Nein, die traditionellen Idole der Nenzen sahen doch anders aus. Unmöglich, dass sie einen Gürtel hatten, und auch nicht diesen ausgearbeiteten Hals . . . Außerdem schaute dieses hier auf die unbegrenzte Weite des Meeres, also nach Westen, wie es jeder zufällig hierher geratene Mensch tun würde – statt nach Osten, wie es sich für ein echtes Idol gehört. Und dann hätte ein echtes an diesem Ort auch nicht unbeschadet überlebt. Denn gerade einmal fünfzehn Meter entfernt stand – neben einem wenige Schritt weiter zur Seite gekippten Schuppen mit allerlei Gerümpel – ein Leuchtturm der Kriegsmarine. Unbemannt zwar und inzwischen außer Betrieb. Doch es hatte hier Menschen gegeben, viele Menschen, noch vor ein paar Jahren. Was bedeutet, dass ein echtes Idol keinerlei Chancen hatte, unbeschadet davonzukommen. Wenn den Menschen die Götter abhanden kommen, fangen sie an, alles Authentische zu fürchten. Dieses Idol hier aber, dieses nachgemachte, ist von irgendeiner mittlerweile von der Insel verschwundenen Expedition geschaffen und oberhalb des Meeres aufgestellt worden. Vielleicht aus Langeweile, vielleicht aber auch aus lauterem Beweggründen, fern von jedem Spott und Hohn: Um die Gegenwart zumindest einer Gottheit auf diesem Ufer durch ein Zeichen zu beglaubigen, sei es auch mehr schlecht als recht. Damit das Loch, das mit dem Vergessen der Götter entstand, nicht gar zu grauenvoll klafft. Deshalb zerbrösele ich auch ein wenig Tabak auf dem glatten Stein zu deinen Füßen, du nachgemachtes letztes Idol von Kolguev . . . Ich überantworte dir meinen Glauben an das, was ich nicht auszudrücken vermag, und danke dir für diese Möglichkeit – und darin bist du für mich echt und kein Imitat . . .

Alle wollten sich neben dem Idol fotografieren lassen.

Als Tolik sich hinsetzte, schob er ihm eine erloschene Papirossa in die Einkerbung des Mundes. Ein Armeeschierz.

Grundschule. Internat in Nar'jan-Mar. Armee. Bäckerei in Bugrino . . . Wie soll man dagegen an, und dagegen, dass die Initiation zum Schamanen zwanzig Jahre dauerte . . .

Der Himmelsweg des Adlers ist nicht überkrautet, er steht unverändert allen offen, bloß weiß keiner mehr, was man tun muss, um sich aufzuschwingen . . .

Nicht, dass ich wie ein Zeuge Jehovas im Begriff gewesen wäre, eine finstere Prophezeiung vom nahenden Weltende zu verkünden. Ich lief, Tolik und Petka weit vorauslassend, hinkend am Meer entlang, betrachtete die phantastischen, von der Natur in die Steilhänge geschnittenen Skulpturen, genoss die Sonnenwärme und das Licht; finstere Gedanken lagen mir ferner denn je. Ich lief, sah die heranrollenden Wellen, die kleinen Kiesel unter meinen Schritten und die Muster, die das Schmelzwasser unterhalb des Abhangs in den Grund geritzt hatte – Deltas winzigster Flüsschen, deren Zeichnung sich nie wiederholte . . .

Was das Weltende betrifft, so ist es längst gekommen. Wir haben es nur nicht bemerkt . . . Doch nicht davon wollte ich schreiben, vom Irrsinn der Welt. Der ist offensichtlich: all die Konvulsionen und Gewaltausbrüche, all das hysterische Kotzen, der Frevel, die unkontrollierte Weinerlichkeit oder im Gegenteil die leidenschaftslose Selbstgewissheit und unerschütterliche Kaltblütigkeit . . . Worum es mir geht, ist das Unbekannte. Denn zu dem Gefühl des Zeitenendes gehört auch das räumliche Gefühl vom Ende der Welt, dem finis terrae. Jenseits dessen etwas existiert, auch wenn es uns unbekannt ist – aber etwas existiert dort, etwas wird dort auf jeden Fall sein. Aber wie hingelangen, wie hinter dieses Ende schauen – das wissen wir nicht. Was ist dort? Wir wissen es nicht. Die Liebe oder der Tod? Wir wissen es nicht. Auch kennen wir die Losung nicht, durch die Zutritt gewährt wird in dieses Dahinter. Und so haben wir, was wir haben: eine Vergangenheit, die zusammen mit den Göttern stirbt, eine irrwitzige, sinnvergessene Gegenwart und eine Zukunft . . . Eine Zukunft, die wie eine Angstwand heranrückt, denn wir fühlen alle, dass alles sich verändert – aber was und in welchem Moment, das

wissen wir nicht. Und worin die Rettung bestünde, was mit in die Rechnung eingehen wird, auch das wissen wir nicht. Wir wissen nicht, warum eine bestimmte Wahl notwendig und bis wann sie zu treffen noch nicht zu spät ist. Wir wissen nicht, worin diese verfluchte Wahl besteht – und genau dies ist das Gefühl vom Ende der Zeiten. Die Götter sind in uns Menschen gestorben und geben uns nichts mehr ein, wir haben verlernt, ihre Stimmen zu hören. Sie überhaupt zu hören, geschweige denn, auf sie zu hören. So ist es kein Zufall, dass ich auf einem der heiligen Hügel von Kolguev, der Semigolovaja-Kuppe, nichts als einen in den Stein gekratzten obszönen Fluch fand, einen Fluch, der auf der Stelle alles übertönt und jede Hoffnung zunichte macht, dass einer, der hier hinaufsteigt, die Stimme hören wird . . . Und von einem anderen der heiligen Hügel, dem Bol'soe Serdce, von dem herab früher Braut und Bräutigam Silbermünzen werfen mussten, um in Wohlstand und Eintracht zu leben, sind alle Geldstücke verschwunden. Sie wurden aus der Tundra entnommen, ihr gestohlen. Doch gibt es deshalb mehr Reiche? Oder mehr Glückliche? Sonderbar: Wahrscheinlich kann man heute auf Kolguev keine einzige Silbermünze mehr finden . . . Wohin ist all dieses Silber wohl verschwunden? Du kennst die Antwort. Und eben deshalb finde ich es trotz allem besser, nach den Göttern zu suchen – selbst dort, wo das Gedächtnis an sie erkaltet ist –, als teilzuhaben am Irrsinn der Welt. Vielleicht finden wir bei dieser Suche zu guter Letzt etwas. Wie der Maler Prokopij Javtysyj, der uns in Nar'jan-Mar seine Bilder zeigte: Er hat zweifelsohne mit den alten Geistern kommuniziert, die er selbst zuvor auferweckt hat.

Wie Alik, der zu den Bližnie Koški rudert, um gegen die Brandung anzuschreien . . . Ja, Liebste. Ich glaube, er schreit nicht aus Verzweiflung und Ausweglosigkeit, wie ich zunächst dachte, als ich davon erfuhr. Er flieht aus dem Irrsinn der Siedlung bis ganz ans Ende, an den äußersten Rand des Landendes – vielleicht um dort, inmitten der anprallenden Naturgewalt, einsam und allein, da ja doch niemand ihm helfen könnte: den Flügel des Adlers zu besteigen.

Die Bližnie Koški sind schmale Sandbänke, sehr viel schmalere als die Bol'saja Koška, oder genauer: es sind langgezogene Sandinseln, an denen das sich rings um Kolguev erstreckende Flachwasser endet und die offene See beginnt. Von Bugrino aus kann man mit dem Fernglas direkt zu den Koški hinüberschauen, weshalb ich mir die Szenerie gut vorzustellen vermag: die Mündung der Bugrjanka und die sich bei Ebbe in der mattfarbenen Weite hellblau abzeichnende Landzunge. In halb durchsichtigem, eisigem Glanz schimmert das blanke Flachwasser, als sei es wirklich von Eis überzogen. Kälte steigt vom dunklen Flusslauf auf, kalt bläst der Wind von der Insel her, am kalten Himmel steigt riesig die silberne Scheibe des Mondes auf, und nur auf den Bližnie Koški schlägt schwer die Brandung. Und dort, auf dem schmalen nackten Streifen Sand, wo sich auf dem Kamm ein paar Grasbüschel festgekrallt haben, darin eingegraben ein Schwalbennest, rennt er und schreit auf die Wellen ein, die sich mit Getöse am Schild der Erde brechen. Das Boot, der mit einem Stein beschwerte Anker . . .

Er ist allein unter dem Mond, dieser Mensch, allein auf der ganzen Welt, er ruft sie an und fordert Antwort. Die auslaufende Welle endet in einer langen schaumigen Schleppe. Unter den Füßen knirschen der Kiesel, die Panzer von Krebstieren, glitschen die öligen Körper der Algen, kalt glänzt der feuchte Sand. Die dunklen Brecher schlagen mit der ganzen Wucht der beginnenden Flut gegen die schmale Sandbank. Immer lauter wird ihr Rollen, immer heftiger ihr Anbränden, immer grimmiger das Kampfgedröhn, in das hinein mit schrillum Ton die einzige, seine menschliche Stimme einen Keil treibt.

Und die Nacht der Schöpfung dauert an.

Aus dem Russischen von Eveline Passet, Berlin